

Am Verlobungstage.

Kriminal-Roman von Auguste Groner.

(18. Fortsetzung.)

Siebzehn Minuten später hatte der Zug Brerau erreicht. Durand ließ ein Fenster nieder und neigte sich hin aus.

Die Bahnhofszug zeigte gerade ein Uhr.

Es war eine neblige, nasskalte Nacht. Das Licht der Gaslaternen hatte nicht viel Kraft. Jede der bleichen Flammen war von braunen Dünsten, denen sich der Rauch der Lokomotive zugesellte, verschleiert.

Der Bahnhof bot ein trübes, ein fast gespenstisches Bild, einen Anblick, der wohl niemand heiter stimmte.

Durand aber schien heiter zu sein, denn er sah recht anmuthig umher, ja er pffif sogar. Er pffif: „Wie sollst du mich befragen“ aus Uohengrin. Aber es mußte ihm wohl gleich zum Bewußtsein kommen, wie wenig rücksichtsvoll solch musikalische Aeußerungen gegenüber seinem Keisegenossen seien, denn er stellte sie sofort wieder ein.

Als der Zug weiterfuhr, schloß er auch wieder das Fenster und drückte sich kräftig in seine Ecke.

Aber auch jetzt wehrte er den Schlaf ab. Er durfte sich jetzt auf keinen Fall mehr zur Ruhe hingeben.

Mährisch = Weisthischen, Jauchtel, Stauding, Schöndrann wurden ausgerufen. Durand betrachtete sich genau die wenigen Passagiere, welche auf den Nachschneezug warteten. Nicht einer entging seinem scharfen Blick.

Einmal sah er gähnend und mit allen Zeichen des Gelangweiltseins auf seine Uhr, stand dann auf und redete sich, wie einer, dem das Stillestehen schon zur Qual geworden ist, ließ auch wieder ein wenig das Fenster herab und nahm ein paar Athemzüge frischer Luft ein.

Da kam man endlich ganz fahplanmäßig nach Oberberg.

Durand hatte, voraussehend, daß Colmar ihn beobachtet, schon etliche Minuten, bevor man die Station erreichten konnte, sein Russbuch herausgehoben und halb laut Antunfts- und Abfahrtszeit des Zuges im Hinblick auf die nahe Station abgelesen.

„Na, fünfundzwanzig Minuten Aufenthalt,“ brummte er. Da kann man sich während des Rangirens schon ein bißchen die Füße wärmen,“ hatte sich daraufhin den Leberrock angezogen, die Hüfte aufgesetzt und schaute nun angelegentlich den matten Lichtern der Station entgegen, welche rasch näherkamen.

Und als der Zug in Oberberg hielt, stieg Durand sofort aus.

Colmar that, als er mache er gerade. „Wo sind wir denn?“ rief er Durand nach.

„In Oberberg,“ antwortete dieser. „Lassen Sie sich nicht führen. Unter Wagen wird mit verschoben. Oder wollen Sie auch ein wenig an die Luft kommen?“

„Ach — nein. Ich bleibe lieber hier, wo ich bin,“ klang es verdrießlich aus dem Wagen zu Durand hinab, der bereits auf dem Trittbrettl stand.

Jetzt ging der Doktor über die Geleise zu dem Bahnsteig hinüber. Es waren außer ihm noch etliche andere Reisende ausgehoben und warteten darauf, den neurangirten Zug besteigen zu können. So gab es also ein ziemlich bewegtes Leben auf dem Bahnhofe, auf welchem ja auch alle die diensthabenden Beamten hin und her eilten, da und dort Rufe und Befehle laut wurden und weiße, rothe und grüne Lichter aufstauten und wieder verschwanden.

Colmar schloß, als Durand den Wagen verlassen hatte, nach einem tiefen Athemzuge die Augen. Nicht daß er zu schlafen hoffte oder einschlafen wollte, nein, er wollte nur endlich völlige Dunkelheit um sich haben, wollte endlich nichts mehr sehen.

Wenn er nur auch allen anderen Eindringen zu entrinnen vermöchte hätte! Aber das zeitweilige Erschüttern des Wagens, das Kreischen der Achsen und das spröde klingende Zusammenschlagen der Buffer ausüben ihm ebenso wie die einzelnen Rufe und sonstigen Geräusche, welche von draußen kamen.

Eben als der abgekoppelte und wieder angehängte Wagen, darin Colmar nun schon seit Stunden ruhend, sich endgültig in Bewegung setzte, um auf ein anderes Geleise zu kommen, ließ sich ein neues Geräusch hören — ein Tönen oder noch besser gesagt eine Tonfolge. Das Vohengrinthema „Wie sollst du mich befragen“ klang ganz leise, immerhin aber noch vernehmlich bis an Colmars Ohr. Er dachte anfangs gar nichts anderes dabei als eben an Durand, und daß er sich auf solche Weise die Zeit des Wartens kürze. Ganz unklar ging dieser Gedanke durch des Malers Hirn — einige Augenblicke später aber richtete er sich auf, warf, als ob er sich von etwas Schwerem befreien müsse, den Blick von sich und starrte zum Fenster.

Wenn er Durand hätte sehen wollen, kam er zu spät, denn die Rangirmaschine mit den wenigen Wagen, die sie zum anderen Geleise bringen muß-

te, war schon an der Station vorbeigefahren, und manövrierte jetzt ziemlich weit draußen im zweifachen Dunkel der Nacht und des Nebels, in das Colmars weit geöffnete Augen hinaustraten.

„War das ein Verständigungszeichen?“ fragte er sich ganz laut. Seine Stimme war heiser, sein Gesicht bleich vor Erregung, und seine Hand legte sich auf die Klinke der Wagenthür.

Diese war nicht geschlossen, sie klappete auf, als Colmars Hand so schwer auf ihrer Klinke lag. Nummer breiter wurde der dunkle Spalt. Es war, als ob die Nacht zu ihm herein wolle — die finstere Nacht, in welche der bleiche Mann mit gierigen Augen hinaussah.

Einem Moment lang schien es, als wolle er das Coupee verlassen, aber er that es nicht. Er schloß die Thür, zog sich in seine Ecke zurück und wendelte sich wieder in seinen Plaid. Es schlugen ihm dabei die Zähne zusammen. Er fühlte nach etlichen Thatsachen, die er in seinen beiden Köden hatte, und murmelte: „Das alles hat noch Zeit — hat noch immer Zeit.“

Lauschte er auf all die natürlichen Geräusche, die zu hören waren? Oder lauschte er auf den Gang von Ereignissen, die sich vielleicht jetzt, wenige Schritte von ihm, abspielten und die ihn sehr, sehr viel angingen?

Jetzt stand sein Wagen wieder knapp vor dem Bahnsteig. Die Passagiere schickten sich an, einzusteigen. Die Schaffner eilten den Zug entlang und öffneten die Thüren; auch diejenigen Wagenabtheilungen, darin Colmar sich befand, wurde geöffnet.

„Arzbinia, Schaffner, zweiter Klasse. Nach Arzbinia fahre ich!“ rief eine helle Frauenstimme. Im selben Augenblick flog schon ein Kofferchen und ein Karton ins Coupee.

„Arzbinia! Da steigen Sie nur hier ein,“ sagte gleichzeitig eine Männerstimme, und eine Dienstmädchen wurde sichtbar und der schwanke Lichtschein einer Handlaterne. Gleich darauf kletterte ein schlantes junges Mädchen ins Coupee und ließ sich nach schüchternem Grusse, der nicht erwidert wurde, gleich neben der Thür nieder. Sie mochte sich ein wenig scheuen vor dem unheimlichen, stillen Klumpen, der die andere Ecke des Sitzes einnahm.

Sie hätte vermutlich am liebsten das Coupee gleich wieder verlassen — es sah wenigstens so aus, denn ihre Augen suchten den Schaffner — und dieser kam auch gerade daher. Das hübsche Mädchen erhob sich und öffnete schon den Mund, aber es kam nicht mehr zum Reden.

Der Schaffner schloß soeben die Thür. Da schrat die junge Reisende auch noch aus einem anderen Grunde zusammen. Denn der, welcher sich bisher nicht gerührt hatte, der stand jetzt plötzlich dicht neben ihr und schrie zum Fenster hinaus: „Da soll noch ein Herr einsteigen!“

Der Schaffner achtete nicht auf diesen Ruf, der war schon weitergeleitet.

Das Mädchen aber duckte sich jetzt noch ängstlicher zusammen, und ihr Keiseführer ging, eine Entschuldigung murmelnd, zu seinem Sitz zurück.

Der Zug war schon in Bewegung. Eine Minute später verschwand der letzte Lichter der Station Oberberg.

Durand wußte, schon seit er Wien verlassen hatte, daß er in Oberberg oder wohl auch schon früher irgendwo mit Klesing zusammentreffen werde. Diese Kenntniß hatte ihm das vor der Abfahrt übernommene Telegramm vermittelt, deshalb seine wachsende Aufmerksamkeit, seit man Oberberg immer näher kam. Als er auf dieser Station den Zug verlassen hatte, begab er sich, wie schon erwähnt, auf den Bahnsteig, konnte aber Klesing nicht so leicht entdecken. Und als er endlich seiner gewahr wurde, befanden sich ziemlich viel Leute zwischen ihm und dem Agenten, der ihn noch nicht entdeckt hatte. Da war es, daß Durand noch einmal das zwischen ihm und seinem Helfern ein für allemal verabredete Signal pffif, worauf Klesing, ihn erwartend, stehen blieb.

„Du lieber Gott! Wie schauen denn Sie aus!“

Das war Durands Gruss, und er packte recht sehr zu der Mägdlichenlebensart, welche Klesings Aussehen jedem geboten hätte, der ihn bei seiner Abfahrt von Wien noch frisch und gesund gesehen.

Die eine Hälfte seines Kopfes war verbunden, und eines seiner Augen sowie ein Theil seiner Wange waren hoch geschwollen.

Gleich nachher sahen die zwei im Restaurationszimmer beisammen, wo Durand schon Thee für sich aufgetragen fand. Und während der Doktor die willkommene Labung zu sich nahm und dabei die Thür des Lokales im Auge behielt, berichtete der Agent über sein unglückliches Erlebnis und über noch allerlei anderes.

Was vierundzwanzig Stunden vorher gesehen war, war folgendes:

Raum hielt der Zug in Oberberg,

als ein Bahnbeamter die Wagenreihe entlang ging und mehrmals laut ausrief, daß für Radja Kiffleu ein Telegramm da sei.

„Radja“ — dieser Name schlug gewaltig an Klesings Ohr. Als der Beamte ihn und den anderen Namen zum zweiten Male ausrief, notirte sich der Agent rasch diesen zweiten Namen, dann ließ er das Fenster herunter und steckte den Kopf hinaus. Da kam beim Nachbarfenster auch ein Kopf zum Vorschein. Es war ein hübscher, blonder Frauentopf.

„Das Telegramm ist an mich gerichtet. Bitte, mein Herr, geben Sie es mir.“

So bat eine tiefe, Hangvolle, derzeit ein wenig bedene Stimme. Natürlich, man wird erregt, wenn man während einer Bahnfahrt, noch dazu nachts, ein Telegramm erhält.

Der Beamte zögerte mit der Uebergabe. „Gnädige können sich legitimiren?“ fragte er.

„Sogleich,“ antwortete die Dame und verschwand vom Fenster. Nach kurzer Zeit kam sie wieder zum Vorschein und reichte dem Herrn ein Papier. Es war ein Reisepaß.

Der Beamte winkte einen Bedienten, der eine Laterne trug, herbei und warf einen Blick auf das Papier. „Sehr wohl, meine Gnädige,“ sagte er alsdann, reichte ihr den Paß und das Telegramm, griff artig an seine Mütze und zog sich zurück.

Um diese Zeit verließ Klesing sein Coupee.

„Achtung! Es wird verschoben,“ schrie ihm der diensthabende Beamte, der soeben vorüberlief, zu, und er gab es auch schon dem ganzen, noch ungetheilten Zuge einen Ruck, lösten sich etliche Wagen los und rollten sammt der Lokomotive auf die Strecke hinaus.

Im letzten dieser Wagen, die da entführt wurden, befand sich Radja. Einen Augenblick lang schaute Klesing dem verschwindenden Wagen nach, dann ging er in das Telegraphenbureau des Bahnhofes.

Aber er fand den Beamten dort nicht. Es war nur ein Diener anwesend, ein nicht übermäßig intelligenter Mensch, der sich, was ja übrigens von seinem Standpunkte aus ganz richtig war, nicht dazu herbeiließ, irgend welche Auskünfte zu geben, sondern den Fremden an den Inspektor wies, der ja ohnehin gleich kommen müßte.

Wer aber nicht kam, das war der Herr Inspektor.

Sehr erklärlich. Es galt ja, etliche vierzig Personen unterzubringen, höhere Beamte, welche von einer Konferenz kamen und natürlich bequem verpflegt sein wollten.

Da hatten dann die Herren vom Dienst alle Hände voll zu thun, und Klesing war gezwungen, sich in Geduld zu fassen und schließlich die Hoffnung aufzugeben, den Inhalt des Telegramms zu erfahren.

Fatal war ihm das natürlich, aber er tröstete sich mit dem Gedanken, daß der Text der Depesche ja später festgesetzt werden konnte, und machte sich, als der Zug langsam wieder zur Station zurückkehrte, bereit, wieder sein Coupee aufzufuchen.

Er hatte sich dessen Nummer gemerkt, aber es fehlte dessen nicht bedurfte, sah er doch dicht daneben Radjas schönes, es wollte ihm dünken jetzt etwas blaßes Gesicht hinter der spiegelnden Fensterscheibe. Er hielt gerade darauf zu, als etwa ein Dutzend Herren sich zwischen ihn und sein Ziel schoben.

Die Schaffner hatten schon die Wagenthüren geöffnet — die Herren stiegen ein. Klesing begriff natürlich, daß er für sich allein nicht ein ganzes Coupee beanspruchen könne, aber seinen Platz wollte er doch wieder haben, und deshalb drängte er sich vor. Aber er kam schon zu spät. Das Coupee war bereits besetzt.

„So öffnen Sie doch hier,“ rief er dem Schaffner zu und zeigte auf Radjas Coupee. Da tauchte der Beamte neben ihm auf und erklärte bestimmt, die Dame reise im Frauenabtheil und dürfe nicht behelligt werden. Im zweitnächsten Wagen seien noch Plätze genug.

Was wollte Klesing machen? Er ging, es war schon die höchste Zeit, wohin man ihn gewiesen hatte, schlang sich ägerlich auf den hohen Tritt und lag im nächsten Augenblick auf dem Eisenbahnkörper. Eine Orangenschale, welche auf dem Tritt gelegen, und die man später auf der Sohle seines Stiefels fand, hatte ihn zu Fall gebracht.

Er wußte es nicht, daß der Zug ohne ihn weiterfuhr. Als er aus seiner tiefen Betäubung zu sich kam, befand er sich in der Wohnung des Stationsvorstandes unter den Händen eines Arztes, der soeben die Bemerkung machte, daß es ein Wunder sei, daß er sich beim schweren Aufschlagen auf das Trittbrett des Wagens nicht die Schädeldecke zertrümmert habe.

Klesing machte sich übrigens aus dem Zustande seiner Schädeldecke viel weniger als aus dem Umstande, daß die Ruffin nun allein davongefahren sei, und das sprach er, vielleicht in nicht ganz liederlicher Weise aus, weshalb der Arzt ihm beruhigend zuredete und ihm bis auf weiteres vollkommenste Ruhe verordnete.

Trotz oder vielleicht wegen seines erregten Widerstandes zwang man ihm die Ruhe dadurch auf, daß man ihn allein ließ, denn es blieb nur ein Pader bei ihm, ein Tische, der keine Ahnung davon hatte, was der trankte Mann zu ihm sagte.

Erst gegen halb 6 Uhr Morgens kam der Stationsvorstand wieder, um nachzusehen, wie es mit dem Verunglückten stehe. Er fand ihn wohl mait und fiebernd, aber doch in einem Zustande, der ihn nicht daran zweifeln ließ, daß der Mann bei klarem Bewußtsein sei. Und da kam es zu Tage, was er denn eigentlich wollte, und wer und was er sei, und da gingen endlich die Depeschen nach Granica, nach Krakau und jene andere nach Wien ab.

Und etliche Stunden später fuhr der bandagirte, geschwollene Klesing, nachdem er auch noch einen Brief an Herrn v. Eichen geschrieben, eine Depesche aus Krakau und von dem Stationschef etliche Winte erhalten hatte, weiter gegen Norden.

Unterwegs hatte er noch einmal die Krakauer Depesche gelesen, davon ein Duplikat auch an das Wiener Sicherheitsbureau abgegangen war. Sie lautete: „In dem Zuge, der um 5.26 hier eintraf, befand sich die bewußte Persönlichkeit nicht. Jeder folgende Zug wird im Auge behalten werden.“

Abfender dieses Telegramms war der dem Krakauer Bahnhof zugetheilte Polizeibeamte.

In Arzbinia erfuhr Klesing, daß eine blonde Dame in Trauer den Wiener Zug verlassen habe und auf der russischen Strecke weitergefahren sei, und in Granica brachte er in Erfahrung, daß die bewußte junge Dame richtig die Grenze passirt habe.

Und als er, den Gegenzug erwartend, mit einem österreichischen und einem russischen Kollegen in der Bahnhofrestauration saß, erfuhr er so ganz nebenbei, daß drei Tage zuvor eine ältliche Frau, die aus Frankreich kommend, nach Rußland zurückkehrte, beim Wechseln des Zuges von einem russischen Polizeigenanten in Empfang genommen und von einer hierzu bestimmten Frau einer Leibesvisitation unterzogen worden sei, wonach ihr erst die Weiterreise gestattet worden war.

Diese Frau, die Gattin eines nach Sibirien Verschiednen, heiße Malachow und hübe gleich allen, die mit ihr verkehrten, unter dem Verdachte politischer Umtriebe.

Run, Frau Malachow interessirte Klesing sehr wenig. Er berichtete Durand auch nur ganz flüchtig von diesem seinem Gespräch mit den beiden Polizeibeamten.

Und als er darauf zu reden kam, beanden sich er und Durand auch nicht mehr in der Restauration des Oberberger Bahnhofes, sondern saßen in einem der letzten Wagen des Zuges, in welchem das junge Mädchen sich so sehr vor dem blaffen Manne fürchtete, welcher zuerst ihren Gruss nicht erwiderte und gleich danach munter neben ihr gestanden hatte.

Das ängstliche junge Ding schlief in dieser Nacht nicht mehr, und sie wußte ganz genau, daß auch ihr Keiseführer nicht schlief, denn wenn dieser sich auch völlig regungslos verhielt, so athmete er doch nicht wie einer, der ruhig schläft, sondern eher wie einer, dem die Luft zu knapp wird. Deshalb war die Kleine herzlich froh, als man beim Morgengrauen nach Arzbinia kam, wo sie den Zug verließ.

Und nebst ihr und anderen verließen ihn auch Durand und ein Mann, dessen halber Kopf von Binden verwickelt war.

Aber nur Durand trat an das Coupee heran, in welchem Colmar fröhlich in der Ecke lauerte.

„Na, sieht man Sie endlich!“ trurrte dieser verdrossen, als Durands Gesicht vor ihm auftauchte. „Wo waren Sie denn?“

„Ich habe mich bei meinem Thee ein wenig verspätet und konnte gerade noch in den letzten Wagen springen,“ war Durands Erklärung, und dann setzte der Doktor hinzu: „Aber wenn Sie von jetzt an das Vergnügen meiner Gegenwart genießen wollen, so müssen Sie den Wagen wechseln. Ich fahre nämlich nicht nach Krakau.“

Dabei hatte Durand das Coupee betreten und bemerkt, wie sehr erschrocken Colmar war.

„Ja, es hieß doch —“ flammelte er.

Durand zuckte die Schultern. „Was wollen Sie? Wir müssen oft unsere Dispositionen ändern.“

Colmar hatte sich erhoben und griff, gleich Durand, nach seinen Sachen.

„Also kommen Sie mit?“ fragte Durand.

„Was soll ich denn thun?“ entgegnete der andere verblissen.

„Ah! Sie sind doch ein freier Mensch. Und Sie wollten doch nach Krakau fahren. Ich will Sie nicht daran hindern.“

„Und wohin fahren Sie?“

„Das weiß ich noch nicht.“

Der Lebemann als Freier.



„... Also, wie gesagt, ich bedauere, Ihnen die Hand meiner Tochter nicht geben zu können! Leben Sie wohl!“

„Aber deswegen komme ich ja!“

gegnete: „O doch. Ich habe ja vorgehabt, zu reisen, und so bin ich mit allem dazu Nöthigen versehen.“

„Na, das trifft sich gut,“ meinte gleichmüthig Durand und betrat das jetzt recht unfernlich aussehende Bahnhofgebäude.

Er sah ihn nicht, aber er fühlte den grimmigen Blick Colmars, der langsam, ganz langsam hinter ihm herging.

16. Kapitel.

„Also, warum reisen wir jetzt auf einer anderen Linie?“ waren Colmars erste Worte, als er und Durand einander im Warschauer Zuge, der schon auf den Zug aus dem Süden gewartet hatte, gegenüberfanden.

Colmar war jetzt ganz freudig. Er spielte den Interessirten, aber im Grunde doch Harmlosen ganz ausgezeichnet gut. Es war nicht die geringe Unruhe in seinem Wesen, keine Spur von Lauern in seinem Blick.

Durand konnte sich seine Ruhe nicht erklären, denn er wußte nicht, daß ein Klesing zu ihm gegeben hatte.

Ein Klesing, ja nur ein Klesing, dieser war die erste Ursache der verhältnißmäßig wirklich großen Ruhe, in der Colmar sich derzeit befand.

Als Durand vorhin in dem ziemlich dunklen Restaurationsraum für einige Minuten mit einem Manne zusammentrat, mit welchem vorher Klesing ein paar Worte gewechselt, hatte er nicht darauf geachtet, daß er neben einem offenen Fenster stand, welches auf den Bahnsteig hinaus die Aussicht gewährte, und wußte nicht, daß Colmar sich dicht neben diesem Fenster postirt hatte — Colmar und noch einer, auf welchen der ganz mit Lauschen beschäftigte Maler nicht achtete.

Dieser andere hatte den Kopf verbunden, er schien des blaffen Mannes nicht zu achten, neben dem er stand, bemerkte aber gleich wohl den jähren Dienstenwechsel in dessen Gesicht, wonach er an ihm und dem Fenster vorübergehend, Durand sich soeben aus dem Restaurant entfernen sah.

Ein Klesing, der eines Mannes, mit welchem Durand geredet hatte, und nachdem dieses seine Aufmerksamkeit erregt, hatte er auch einige Worte vernommen, nichts von dem, was Durand geredet, wohl aber was der andere geantwortet hatte.

„Das ist den Namen der alten Frau nannte, weiß ich ganz genau, und auch diese trug Trauer. Aber es war kein Grund da, sie aufzuhalten und ihr eigentliches Reiseziel zu erforschen.“

Das hatte der Mann gesagt, hatte alsdann trotz seiner Zivilkleidung mißträglich gegrüßt und gleich danach war Durand auf den Bahnsteig hinausgetreten, wo Colmar jetzt langsam auf und nieder ging.

Eine Minute später stellte er im Coupee jene Frage an Durand, und dieser antwortete: „Warum wir jetzt auf einer anderen Linie unsere Fahrt fortsetzen? Weil Radja Kiffleu auch hier die Nordbahnstrecke verlassen hat.“

„Kiffleu“ — das schlug ein. Colmar kniete völlig zusammen. Er mochte nicht, gleich Wafisi Uerlin, der Meinung sein, daß eine Kiffleu im heiligen russischen Reich schwerer aufzufinden sei, als eine Stednadel in einem Heuschotter. Eine Weile harrte er ganz fassungslos sein Gegenüber an, dann zwang er sich zu einem Rächeln und fragte: „Wer sagt es, daß die Dame Kiffleu heißt?“

„Ihr Paß. Er ist ganz ordnungsmäßig ausgefüllt.“

„Dann wissen Sie wenigstens, von wo ihre Reise ausging,“ warf Colmar rasch ein.

Durand dachte: „Weißt du es wirklich nicht, wo Radja wohnt? Oder spielst du nur den Unwissenden?“

„Mit ist es schon dienlich, wenn Sie überhaupt bei mir sind,“ sagte Durand, den Maler dabei fest ins Auge fassend, was diesem sichtlich unangenehm war. „Wen übrigens hätten Sie denn in Krakau nach der jungen Dame fragen können?“ fuhr Durand fort.

Colmar dachte noch ein Weilschen nach, ehe er antwortete: „Es lebt dort ein Fräulein Theresie Lubinska, eine entfernte Verwandte Radjas.“

„So. Wo wohnt sie denn?“ Jetzt überlegte Colmar nicht mehr, er mußte mit sich darüber einige Gedanken machen, daß es ungefährlich sei, den Namen und die Adresse dieser Dame zu nennen.

„In der Grodzkastraße, neben dem Gebäude der juristischen Fakultät, wohnt sie,“ sagte er. Dann zündete er sich ein wenig umständlich eine Cigarette an.

„Was ist diese Frau?“ Der Maler wurde über die Konsequenz, mit welcher Durand bei diesem Thema blieb, merkwürdig betreten. „Die Dame ist nicht verheiratet, und mehr weiß ich nicht,“ sagte er verdrossen.

Durand fragte nicht mehr. Er blätterte jetzt in seinem Kursbuch und machte darin eine kleine Notiz.

Colmar hatte sich erhoben und war, Durand fast den Rücken zuwendend, an das andere Ende des Coupes getreten. Er betrachtete die immer heller werdende, aber keineswegs reizvolle Gegend mit einer Aufmerksamkeits, deren sie sicherlich nicht werth war.

Er sah sie wohl auch gar nicht — er dachte gewiß an ganz anderes als an die verdorrte Fläche, durch welche der Zug hinfuhr und auf der da und dort ein armseliges Gehöft aufstautete. Deshalb hätte sich sonst seine Hand so trampfhaft zur Faust geballt, weshalb hätte sich sonst sein Gesicht so verzerrt? Er achtete in seiner Betrunkenheit nicht einmal darauf, daß der Spiegel, der in die Coupewand eingelassen war, verrieth, in welcher verzweifelter Stimmung er sich derzeit befand.

Durand aber, der achtete darauf, und der Blick, mit welchem er des Malers Spiegelbild studirte, war recht düster, aber auch voll Mitleid.

Auf der Grenzstation Granica gab er, von Colmar unbemerkt, Klesing einen Auftrag, worauf dieser auf der Station zurückblieb.

In Warschau angekommen nahmen die beiden Herren in der Krakauer Vorstadt in einem vornehmen Hotel Quartier. Sie hatten zwei nebeneinander liegende Zimmer gemietet.

„Und was geschieht jetzt?“ fragte Colmar, als er, nachdem er Toilette gemacht, in Durands Zimmer trat.

Er schien wieder ganz gleichmüthig zu sein.

„Jetzt gehe ich zum hiesigen Polizeiamt und werde dort erfahren, ob unter den seit gestern hier Angekommenen eine Radja Kiffleu ist.“

„Und wenn sie nicht hier ist?“ Colmar lächelte unmerklich.

„Dann werde ich sie eben einige Tage später finden.“ Durand hatte schon den Hut in der Hand. „Bleiben Sie hier?“ fragte er.

„Ja.“

Colmar ging wieder in sein Zimmer. In der nächsten Straße nahm Durand einen Wagen und fuhr zum Telegraphenamte, dann erst ließ er sich zum Polizeiamte bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Graf Tolstoi meint, daß es am besten wäre, wenn die Russen den Gesetzen keine Beachtung mehr schenken und wenn jeder einzelne tue, was er für das Beste hielt. Ja, wurde das denn bisher nicht schon so gehalten?

Rußland entfendete also seine Flotte nach Jamesstown. Schade. Eine kleine Reuterei der Matrosen Väterchen wäre sicherlich ein Schauspiel erster Klasse auf der an Schenswürdigkeiten so armen Ausstellung gewesen.

Un der Todesfackel des Glüdes zündet sich oft die Flamme einer neuen Hoffnung an.